

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 37 (1961-1962)
Heft: 12

Artikel: Merkwürdig sind wir alle : gegen die falsche Vorstellung des Normalen
Autor: Guggenbühl-Craig, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073998>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Merkwürdig sind wir alle

*Gegen die falsche
Vorstellung
des Normalen*

VON DR. MED. ADOLF GUGGENBÜHL-CRAIG

Als Knabe las ich mit einer Mischung von Unglauben und Neid Jugendbücher, in denen «stramme, lustige Buben», «ehrliche, frische Mädchen», «flotte Pfadfinder» und ähnliche muntere Kinder und Jugendliche dargestellt wurden. Diese jungen Helden verübten zwar hier und da einen lustigen Streich. Störende Ticks, Wutausbrüche, unheimliche Vorstellungen, «Mödeli» und peinliche Zwangsgedanken kannten sie aber nicht. Sie empfanden einen gesunden Respekt vor fremden Erwachsenen, waren aber nie so scheu, daß sie sich nicht getrauten, nach dem Weg zu fragen, wenn sie sich in der Stadt verlaufen hatten. Von scheinbar sinnlosen, unheimlichen Träumen wurden sie in der Nacht nie geplagt, wenn sie auch vielleicht einmal etwas Angst hatten vor der Dunkelheit.

Als ich etwas älter wurde, begann ich, gute und schlechte Zeitschriften und Hefte zu lesen. Wiederum traten mir ganz ähnliche Gestalten entgegen. Diesmal waren es «brillante Wissenschaftler», «erfolgreiche Unternehmer», «redliche Arbeiter» und «moderne berufstätige Frauen». Alle diese Romanfiguren arbeiteten und lebten gesund und frisch. Neurotische Hemmungen, Minderwertigkeitsgefühle, großwahnsinnige Phantasien, plötzliche, unerklärliche Todesängste trotz blühender Gesundheit schienen sie nicht zu kennen.

Während längerer Zeit hatte ich daher die feste Überzeugung, ich und vielleicht noch einige mir sehr gut bekannte Familienangehörige seien eigentlich die einzigen merkwürdigen Käuze auf dieser Welt. Ich stellte mir vor, die große Masse der Menschen setze sich aus

strammen, fröhlichen, ehrlichen und seelisch kerngesunden Männern und Frauen zusammen.

Die Fiktion vom «normalen Menschen»

Im 18. und 19. Jahrhundert gab es Aufklärer, die ehrlich davon überzeugt waren, der Mensch zeige zwar hie und da merkwürdige Züge; diese würden aber alle verschwinden, wenn die Welt einigermaßen vernünftig organisiert werde.

Manche Menschen halten auch heute noch an der Fiktion fest, es gebe so etwas wie einen «normalen» Menschen, der sich nie bizarr verhält und dessen Innenleben nur ganz selten von unheimlichen und grotesken Kräften aufgewühlt wird. Nach einem Vortrag von C. G. Jung bemerkte ein sonst sehr kluger Arzt zu mir: «Was der da über Psychologie sagt, mag für seine Patienten stimmen; für den senkrechten Durchschnittsbürger hat das aber keine Bedeutung.»

Die Vorstellung, der stramme, unkomplizierte und von keinerlei seelischen Merkwürdigkeiten gezeichnete Mensch sei «der normale» und befinde sich in der Mehrheit, ist nun allerdings dank dem Einfluß der modernen Psychologie etwas weniger verbreitet als früher. Immer mehr beginnen die Menschen zu sehen, daß wir alle von der Jugend bis zur Bahre uns durch immer wieder wechselnde, sehr merkwürdige Eigenheiten auszeichnen.

Vielen Eltern ist heutzutage bekannt, daß die meisten Kinder irgendwelche Ticks haben. Sie kratzen sich z. B. dauernd an den Lippen, oder sie verzerren das Gesicht, wenn ihnen etwas Unangenehmes in den Sinn kommt. Manche verschmieren jedes Heft mit Tinte. Andere wiederum sind zwanghaft reinlich und können es nicht ertragen, wenn ihr Schulheft auch nur einen kleinen Klecks aufweist; es gibt solche, die es ekelt, aus einem Löffel zu essen, der vorher von einem Geschwister verwendet wurde. Viele Schulkinder sind dauernd von einem Gefühl des Ungenügens geplagt und leiden oft an einem vagen schlechten Gewissen, das sie auf nichts Bestimmtes zurückführen können. Vielen von uns sind die übermäßig schüchternen Kinder bekannt, die, auch wenn sie stärker sind als ihre Kameraden, immer den Eindruck haben, sie könnten den kürzeren ziehen.

Vielen Erwachsenen ist heute die starke Verbreitung sexueller Schwierigkeiten in der Pubertät bekannt; Jugendliche selber glauben al-

lerdings oft noch, sie seien die einzigen, die daran leiden.

Daß auch die meisten Erwachsenen von sehr vielen merkwürdigen Zügen geplagt werden, ist heute ebenfalls etwas bekannter als früher. Ungezählte Männer und Frauen müssen zum Beispiel, wenn sie am Abend das Haus verlassen, vier-, fünfmal umkehren, um sich immer wieder zu vergewissern, ob der Gashahn wirklich geschlossen sei oder die Tür zum Keller nicht doch offen stehe. Oder etwas zwingt sie, nachdem sie einen Brief zugeklebt haben, ihn noch einmal aufzureißen, um sicher zu sein, daß er unterschrieben wurde. Viele «starke Männer» erwachen in der Nacht in Angstschweiß gebadet und wagen kein Glied zu rühren, da sie irgend eine unheimliche Gefahr im Zimmer oder im Haus vermuten.

Das falsche Cliché vom «idealen» Ehegatten

Am häufigsten trifft man heute noch das Cliché einer problemlosen Normalität in Fragen der Ehe. Dabei wird gerade in dieser intimsten mitmenschlichen Beziehung jede solche Vorstellung von der Wirklichkeit tagtäglich widerlegt.

Ein weit verbreitetes Cliché ist ungefähr folgendes: Der Mann mit seiner starken, männlichen Art gibt der Frau Sicherheit und das Gefühl des Geschütztseins. Die Frau wiederum schafft ihrem Gatten ein trauliches Heim, wo er sich von den Strapazen des Geschäftslebens ausruhen und sich an der Liebe seiner Gattin und der Kinder erholen kann. In einer guten Ehe soll nach diesem Cliché der Mann höflich und hilfsbereit, die Frau besorgt und taktvoll sein. Am Abend kommt nach dieser Vorstellung der Mann etwas abgespannt, aber voll glücklicher Erwartung nach Hause. Seine Frau winkt ihm aus dem Küchenfenster entgegen. Ein mit Liebe gekochtes Nachtessen wartet seiner. Nach dem Essen erzählt er seiner Frau von den Ereignissen des Tages, sie hört mit liebevollem Interesse zu und macht hie und da, während sie an seinen Socken flickt, eine mitfühlende Bemerkung.

Andere Vorstellungen gehen in Richtung Kameradschaftsehe: Mann und Frau schreiten erhobenen Hauptes Seite an Seite durch das Leben, tragen jedes des andern Leid und Freud, respektieren sich gegenseitig und helfen sich, wo sie können.

VEXIERBILD



Wo ist der Arthur?

Vexierbilder gesucht

Wir suchen Vexierbilder aus dem letzten oder dem Anfang dieses Jahrhunderts.

Redaktion des Schweizer Spiegel
Hirschengraben 20, Zürich 1

Allen solchen Vorstellungen gemein ist, daß die Ehe so etwas wie ein kultiviertes Duett sein müsse. Entsprechend werden auch gewisse Ehepaare kritisiert und beurteilt. Ist der Mann grob oder die Frau zänkisch, so sind die Verwandten und Bekannten besorgt und befürchten, die Ehe stehe auf unsicherem Grund. Dem Mann wird angeraten, fein zu werden, und der zänkischen Frau wird Milde empfohlen.

Dabei sind die Beziehungen zwischen Gatte und Gattin immer derart kompliziert und entsprechen so wenig irgendeinem Cliché, daß mit solchen Standard-Vorstellungen keine Ehe verstanden werden kann. Da beklagte sich zum Beispiel eine Frau darüber, ihr Mann sei unfein, mit ihr und andern Leuten. Er habe kaum an etwas anderem Interesse als am Geldverdienen. Mit seinen Angestellten sei er unfair. Nicht selten komme er betrunken nach Hause. Irgend etwas reden könne sie mit ihm nicht, sondern er wolle mit ihr einfach in seinem Sportauto am Weekend ausfahren und mit ihrer Schönheit Staat bei Bekannten machen. Sie wirkt als eine ausgesprochen liebe, gutmü-

tige und freundliche Frau, die keiner Fliege ein Haar krümmen kann und schwer unter der Brutalität des Mannes leidet. Der oberflächliche Betrachter würde nun diese Ehe als sehr schlecht betrachten. Freundinnen sagten der Frau immer wieder: «Wie hältst du das nur aus?» Dem Mann wurde dringend geraten, sich besser aufzuführen und sich etwas mehr um die Seele seiner Frau zu kümmern.

Eigenheiten können zum Erfolg führen

Obwohl die Frau sehr oft über ihren Mann klagte, setzte sie ihm keinen Widerstand entgegen und tat nichts, um ihn zu ändern. Mit Recht! Die Ehe war nämlich für beide sehr befriedigend. Die feinfühligke Liebenswürdige der Frau war nur deren eine Seite. Tief unten hatte sie einen brutalen, rücksichtslosen «Schatten». Sie lebte diesen nicht selber aus, sondern es war der Mann, der diese schattige, dunkle Seite lebte. Es waren gerade die ihr scheinbar unangenehmen Seiten des Mannes, welche ihr den Gatten wertvoll machten. Er wiederum war trotz seiner Brutalität und Tüchtigkeit in gewisser Hinsicht nichts anderes als ein «verwöhnter Jüngling», der eine liebende, ihm alles verzeihende Mutter brauchte. Die beiden Ehegatten gaben einander, was sie brauchten, und führten eine stürmische, aber sehr solide Ehe.

Dies ist nur ein etwas krasses Beispiel für das, was prinzipiell in jeder Ehe gilt: Die Ehegatten müssen sich in ihren Merkwürdigkeiten und Schwächen ergänzen und aufeinander abgestimmt sein. Wie das geschieht, hängt von der Art der Eheleute ab. Selbstverständlich kann die Grobheit eines Mannes die Ehe zerstören. Ich habe aber schon Ehen beobachtet, welche durch die lebenswürdige, gutmütige Freundlichkeit des Mannes zugrunde gingen.

Die Erfahrung zeigt, daß der Erfolg einer Ehe nicht von ihrer sogenannten Normalität abhängt. Genau so ist es – und dies wird allgemein immer mehr anerkannt – bei allen Beziehungen zu sich und der Umwelt. Gute Biographien erfolgreicher, schöpferischer Menschen zeigen immer wieder, wie ungeheuer ausgefallen und merkwürdig diese oft waren. Erfolg und Glück in sämtlichen Lebensgebieten, vom Geschäftsleben bis zur religiösen Einsicht, ist unausgeglichenen Menschen genau so möglich wie den stramm Problemlosen.

Erfolg kann nicht durch Krankheit erklärt werden

Diejenigen, welche die Ansicht vertreten, die meisten Menschen seien seelisch ausgeglichen und problemlos, sind heute immer seltener zu finden. Das Pendel hat nun in der anderen Richtung zu weit ausgeschlagen. Immer mehr hört man die Ansicht, alle menschlichen Leistungen und Taten, auch die größten, seien nichts anderes als das Produkt einer Neurose, einer seelischen Krankheit.

Das Drama «Die Räuber» von Friedrich Schiller wird in diesem Sinn nicht als künstlerischer Ausdruck eines jungen Revolutionärs verstanden, sondern als der Versuch eines jungen Mannes, seinen Vaterkomplex zu überwinden. Picasso gilt als ein Schizophrener. Jedes künstlerische Gestalten wird nach dieser Auffassung nur noch als Versuch verstanden, mit irgendwelchen ungelösten persönlichen Problemen fertig zu werden, also sozusagen als eine psychiatrische Selbstbehandlung.

Ein ordnungsliebender Mensch ist nach dieser Meinung einer, welcher seine infantile Lust und Begierde, mit Schmutz zu spielen, nur durch einen überentwickelten, ebenfalls krankhaften Ordnungssinn eindämmen kann. Ein freundlicher Mensch ist nach dieser Auffassung nicht eigentlich freundlich, sondern unterdrückt seinen Haß gegen die Umwelt; nur um den Vulkan nicht ausbrechen zu lassen, benimmt er sich äußerlich so gut. Junge Männer melden sich nach dieser Interpretation im Krieg nicht aus Patriotismus freiwillig zum Militärdienst, sondern um sich der Verantwortung des täglichen Lebens zu entziehen. Minderwertigkeitsgefühle, unterdrückte Aggressionen, verdrängte Sexualität bestimmten demnach vor allem den Menschen.

Auch diese Auffassung ist indessen falsch. Zwar sind alle Menschen seelisch eigenartig und merkwürdig, keiner paßt in ein Cliché, das ist unser spezifisch menschliches Schicksal. Das bedeutet aber noch lange nicht, daß Neurosen im Sinne von Krankheit unser gesamtes Tun bestimmen.

Erst wenn die bizarren Erscheinungen derart die ganze Seele beherrschen, daß sie das berufliche Leben schwer beeinträchtigen, das Familienglück zerstören und die innere Entwicklung zu einer echten Religiosität verhindern, ist es sinnvoll, den Begriff Neurose zu verwenden.

Gewiß, die Form und die Art unseres Liebens zum Beispiel wird von allen möglichen Faktoren bestimmt, die oft nicht sehr viel mit Liebe zu tun haben, seien es nun Mutterkomplexe, Herrschsucht oder Lebensangst. Das ändert nichts daran, daß die meisten Menschen fähig sind, echte Liebe zu einem Mitmenschen zu empfinden, auch wenn sich diese noch so bizarr ausdrückt. Sie sind fähig, den Partner so zu bejahen wie er ist und sich an seiner Existenz zu freuen.

Die Art des künstlerischen Ausdrucks wird selbstverständlich auch mitbestimmt durch ganz persönliche, höchst peinliche und für den Mitmenschen zum Teil abstoßende Eigenheiten. Das ändert aber nichts daran, daß die Botschaft des Künstlers darin besteht, seine Mitmenschen auf den tiefen Sinn des Lebens, der Natur und aller Erscheinung hinzuweisen. Dies tut er auch dann, wenn er Gräßliches oder Peinliches darstellt, und auch dann, wenn er sich mit seinen eigenen neurotischen Merkwürdigkeiten befaßt. Die «Werke» eines Menschen, der sich zum Beispiel durch Schreiben oder Malen bloß von seinen Komplexen zu befreien sucht, werden auf die Menschen nie eine große Wirkung haben.

Die biblische Vorstellung ist richtiger

Beides gilt es zu bekämpfen: die Idee, der Mensch sei eigentlich ein Kranker, wie die Vorstellung des vernünftigen, ausgeglichenen, mit seinen Problemen fertig werdenden Supernormalen. C. G. Jung sagte einmal, ein solcher clichéhafter, durchschnittlicher, normaler Mensch sei nach seiner Auffassung meistens ein geistig Kranker. Um es etwas paradox zu formulieren: nur wer in seinem inneren und äußeren Leben merkwürdig und unausgeglichen ist, kann ein wirklich gesunder, kräftiger Mensch sein.

Im Gegensatz zur heute etwas veralteten Vorstellung, die meisten Menschen seien problemlos normal, hat natürlich das uralte Ideal des weisen, ausgeglichenen Menschen auch seine Berechtigung. Dieses Ideal ist ein Teil von uns, etwas, das wir neben vielem anderem in uns haben.

Wir alle haben eben in uns einen Weisen und einen Toren, Dämonen und gute Geister, Göttliches und Widergöttliches, Tier und Engel, Prophet und Wurm, auch Männliches und

Weibliches, Altes und Junges. Ein Wesen, das eine derart große innerliche Mannigfaltigkeit sein Eigen nennt, kann ja weder nach außen noch nach innen wirklich ausgeglichen, einfach flott und fröhlich problemlos sein, ist aber auch nicht einfach «krank».

Das Alte Testament erzählt uns von der Vertreibung des Menschen aus dem Paradies. Diese Geschichte hat viele Bedeutungen; unter anderem ist sie auch eine hervorragende Kennzeichnung des menschlichen Charakters, der eben seinem Wesen nach innerlich gespalten und zerrissen leben muß.

Die Idee des ausgeglichenen, durchschnittlichen, normalen Menschen ist ein verweltlichtes und dadurch etwas seichtes Derivat der Vorstellung des von Gott erlösten Menschen. Der christliche Mensch weiß, daß er einmal in seiner ganzen Vielfältigkeit erlöst und zu Gott erhoben wird. Der areligiöse Mensch wird getrieben, sein trotz allen rationalen, klugen Bemühungen nicht zu unterdrückendes Bedürfnis

nach Erlösung dadurch zu befriedigen, daß er das Bild des normalen, einigermaßen ausgeglichenen, nicht von bizarren Zügen belasteten Durchschnittsbürgers schafft. Dieses Bild wird aber durch die Erfahrung im täglichen Leben zerstört, und aus Enttäuschung darüber sehen heute viele – aus einem Mißverständnis über die Erkenntnisse moderner Psychologie – nur noch das Krankhafte, Niedrige und halten den Menschen für unfähig zu wahrer Liebe.

«There are more things in heaven and earth, Horatio, Than are dreamt of in your philosophy.» (Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit sich träumt, Horatio.) Das gilt auch im Gebiet der Psychologie. Begriffe wie «ausgeglichen», «normal», «stramm und problemlos gesund» oder aber «krank», «neurotisch» erfassen das Wesen der meisten Menschen nicht. Die biblische Vorstellung von dem nach Gottes Ebenbild geschaffenen, aber von ihm abgefallenen Menschen ist wahr.

D I E F O N T Ä N E

*Sie möchte in die Wolken stürzen,
so eng hat sie ihr Kleid gerafft.
Doch oben flattern Rock und Schürzen
aus ihrer jäh verbrauchten Kraft*

*und rieseln, mild vom Wind gewogen,
als Regen nieder tausendfach
und bauen mit dem Regenbogen
dem schönen Ende buntes Dach.*

*Fontäne meiner Jugendträume,
wie weit schon brachst du vor dem Ziel?
Doch rieselt nicht durch meine Räume
der tausend Tropfen schönstes Spiel?*

JOSEF RUCKSTUHL